

Zeitschrift:	Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber:	Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band:	50 (1970-1971)
Heft:	3
Artikel:	Blaise Cendrars : aus der Einleitung zu einer Auswahl aus seinem Werk
Autor:	Richard, Hughes
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-162477

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

liess er es sich nicht nehmen, auch die Herstellungsprobleme des neuen Instruments persönlich zu betreuen.

Vom vierten Absatz an berichtet Schweitzer über sein Denken und über dessen bestimmenden Einfluss auf sein späteres Leben, insbesondere auf seinen Entschluss, «Arzt zu werden, um den Armen im Urwald, die ärztliche Hilfe entbehren, Linderung ihrer Not bringen zu können», einen Entschluss, der immer wieder missverstanden und falsch gedeutet wurde, wegen dessen man ihm so oft den Vorwurf einer Europaflucht machen zu müssen glaubte, eines Sich-Entziehens gegenüber angeblich wichtigeren, dringenderen und notwendigeren Aufgaben in seiner europäischen Heimat. Aber welche geradezu eiserne innere Logik beherrschte Schweitzers Entschlüsse, und welche Früchte bescherte sie der ganzen Menschheit! Es war das Gesetz seines Lebens gewesen, als weithin anerkannter Theologe, Seelsorger, Philosoph, Musiker und Bachforscher Medizin studieren und in Lambarene sein Spital bauen zu müssen, um als 40jähriger Tropenarzt an jenem denkwürdigen Septembertag 1915, zweieinhalb Jahre nach Beginn seiner ärztlichen Arbeit in Gabun, mitten im Ersten Weltkrieg, bei einer Fahrt auf dem Ogowe zu einer Patientin in tiefes Nachsinnen versunken, plötzlich bei Sonnenaufgang jenes Wort der *Ehrfurcht vor dem Leben* als Grundprinzip des Ethischen zu finden, das ihm zur Richtschnur seines Denkens, Glaubens und Handelns für sein ganzes weiteres Leben geworden ist. Der interessierte Leser sei in diesem Zusammenhang vor allem hingewiesen auf Schweitzers «Kulturphilosophie I – Verfall und Wiederaufbau der Kultur» und «Kulturphilosophie II – Kultur und Ethik» (1923). Vom dritten Teil dieses Werkes hinterliess Schweitzer nur fragmentarische Manuskripte, deren teilweise Veröffentlichung indessen in Aussicht genommen ist.

Blaise Cendrars

Aus der Einleitung zu einer Auswahl aus seinem Werk

HUGHES RICHARD

Was in jener Zeit geschah, halte ich für erinnerungswürdig. Wer immer damals als Reiter oder Soldat die Gegend durchzog, dem musste längs der Flüsse und Hecken, um Hütten und Höfe, das hektische Treiben von Heltiergruppen auffallen. Während einige das Zaumzeug besorgten, häuften

andere die Lebensmittel und Hab und Gut des Stammes auf Tausende von eilfertig zusammengezimmerten Wagen. In dem anbrechenden Frühling scheuerten halbbekleidete Männer ihre Waffen auf den Feldern und übten sich in ihrer Kampftätigkeit, denn so lang und so voller Hindernisse würde der Weg nach Aquitanien sein. Die Führer hatten beschlossen, dass es an der Zeit sei, die Scholle der Ahnen zu verlassen, diesen harten Boden, der sich zu lange schon als unfruchtbar erwiesen. Schon seit Jahrzehnten erschien ihnen ihr Land zu klein und äusserst gebirgig; überdies war es an seinen nördlichen Grenzen ständig von plündernden Horden bedroht. Reisende und Stammesfreunde hatten von flussreichen Gebieten jenseits der Besitzungen der Allobroger berichtet, von fruchtbaren Landstrichen und Ebenen voller Getreidefelder, ja von fast mittelmeerischen Gärten; und diese Erzählungen hatten seither ihrem Denken keine Ruhe mehr gelassen. Dort sollten sich die Helveter ansiedeln, dazu hatten sich die Führer schliesslich entschlossen. Der Zug setzte sich im Frühling in Bewegung und erreichte rasch eine Länge von hundert Kilometern. Wo er vorüberzog, erregte er Staunen und Bestürzung. Um die Versuchung einer Rückkehr selbst aus den Herzen jener zu verbannen, die vom Heimweh gepackt werden könnten, hatte man zum Abschied ein sehr ungewohntes Fest veranstaltet. Eines Nachts nämlich legte man Feuer an die zwölf Städte und die vierhundert Dörfer, welche auf selbstgerodetem Boden das Werk und der Stolz dieses Volkes waren. Wendeten die Auswanderer sich um, einen letzten Blick zurückzuwerfen, dann sahen sie nurmehr Trümmer und Verwüstung. Längs der Rhone aber lauerte ihnen Cäsar auf, schlug sie und trieb die Überlebenden dieser Odyssee unbarmherzig in ihre ausgebrannte Heimat zurück. So endete in Trauer und Unterdrückung dieser erstaunliche revolutionäre Aufbruch, dieser helvetische Frühling des Jahres 58 vor unserer Zeitrechnung.

Vielleicht wird man sich nach diesem kurzen Rückblick in die Geschichte fragen, ob in der Schweiz nicht noch heute etwas von diesem ursprünglichen Aufbruchswillen fortwirkt. Darauf zu antworten ist natürlich nicht leicht. Da ist zunächst das Meer, das uns fehlt, und dieser Mangel scheint tief gewirkt zu haben. Dass es gegen jede Logik eine ansehnliche, tüchtige Schweizerflotte gibt, ist in dieser Hinsicht sehr aufschlussreich. Weder das Lächeln der Spötter noch die heiteren Sprüche gewisser Leute werden an dieser Tatsache nur das Geringste ändern... Dieses Fehlen eines natürlichen Zuganges zu den Weiten der Meere ruft notwendig ein Erstickungsgefühl hervor, das noch erhöht wird durch die beengende Nähe der Alpen, die das Land von allen Seiten her einschliessen und, was man nicht vergessen dürfte, lange Zeit unüberwindbar waren. Ich glaube, es ist der Drang, dieser doppelten Erstickungsgefahr zu entrinnen, der seit urdenklichen Zeiten die Schweizer ihre Grenzen durchbrechen lässt, um dem Ruf in die Weite zu folgen. Gehen wir dagegen näher auf unser Thema ein und wenden wir uns einer bestimm-

ten Literatur zu (die nicht immer regional bleibt), hören wir auch aufmerksam auf die Worte so vieler Volkslieder, dann entdecken wir überrascht, mit welch leidenschaftlicher Verehrung der Fluss besungen wird, der ursprünglich den Helvetern als Führer hätte dienen sollen, um sie ins ersehnte neue Land zu geleiten. Aus der Verherrlichung der Schönheiten der Rhone und aus den Lobliedern, in denen ihre Wellen so oft besungen werden, bricht eine kaum verhaltene Bitterkeit hervor wie die alte Klage über verratene Hoffnungen.

Da jede Möglichkeit eines allgemeinen Auszuges durch Cäsar endgültig zunichte gemacht worden war, blieb nur noch dem einzelnen die Auswanderung offen, sieht man von jenen Neusiedlungen meist bäuerlicher Art ab, die, hervorgegangen aus besonderen wirtschaftlichen, religiösen und politischen Umständen, zum Beispiel auf der Krim, in Algerien, in Brasilien oder Argentinien zu finden sind. Auf hundert Schweizer sind es nach allgemeiner Schätzung etwa zwanzig, welche ihre Heimat verlassen, für kürzere oder längere Zeit, ja oft für ihr ganzes Leben. Besonders zu erwähnen ist hier wohl, dass Sigriswil, der Heimatort Cendrars, neben seinen viertausend heutigen Einwohnern etwa zehntausend Bürger zählt, die auf der ganzen Welt verstreut leben. Vergegenwärtigen wir uns diese Verhältnisse, dann verlieren seine sieben echten oder erdichteten Onkel ein schönes Stück ihrer glanzvollen Einmaligkeit, mit der er uns ihre Abenteuer in einem berühmten Gedicht schildert. Sie gehören zur grossen Familie jener, die freiwillig die Verbannung gewählt und gemeinsam mit ihren Brüdern in der Fremde:

*die Sehnsucht
und das Heimweh*

bewahrt haben.

Wo sind sie geblieben? und was treiben sie? Der erste, berichtet uns Cendrars, ist Metzger in Galveston, der zweite Goldsucher in Alaska, der dritte Mitkämpfer in einer religiösen Sekte. Und die andern? Kammerdiener eines Generals, Chef der Hoteliervereinigung von Chicago, der sechste dient Astronomen als Übersetzer und Berater. Und der letzte? Eigentlich weiss man nichts Genaues über ihn, sowenig wie über den Dichter von *Panama oder die Abenteuer meiner sieben Onkel*, wie er nicht ohne Humor und Glaubwürdigkeit hinzufügt.

Ich glaube beobachtet zu haben, dass dieser Drang zur Flucht und dieses Bedürfnis, sich zu befreien, bei vielen Jugendlichen auch heute noch fortwirken. Und jene, die den Weg unter die Füsse nehmen, das Schiff oder das Flugzeug besteigen, um nach Kanada oder Südamerika zu reisen, ins schwarze oder ins weisse Afrika, nach Australien oder Hongkong, folgen bloss dem Gesetz einer uralten Tradition, die von der grossen Mehrheit der Bevölke-

rung wie auch von den offiziellen Stellen nicht bloss anerkannt, sondern im stillen sogar gefördert wird. Ihnen ist die Reiselust eingeboren, die Entdecker- und Forscherleidenschaft und ein ausgeprägter Sinn für die Freiheit; und viele streben sogar danach, dienen zu können und sich nützlich zu machen. Andere haben einen Hang zu Abenteuer und gefährlichem Leben, der durch die Reisläufer und ihre Werber aus fremden Heeren geweckt und genährt worden war; man fand ja die Schweizer auf allen Schlachtfeldern Europas.

Erst gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts entwickelte sich neben dieser fragwürdigen Form der Auswanderung eine andere, sehr lebhafte, die sich in alle Himmelsrichtungen erstreckte und gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts beängstigende Ausmasse und ihren Höhepunkt erreicht hatte. Wenn auch die Schreibweise je nach den Ortsgepflogenheiten etwas ändert, so erkennt man auf genaueren Karten unschwer die Fülle geographischer Einzelnamen wie New Bern, New Glarus, New Friburg, New Helvetia und Tell City. Auf diese Weise baut sich auf den fünf Erdteilen als ausgleichender Gegenpol einer traditionellen Schweiz des Konformismus und der Banken langsam eine fünfte, dynamische Schweiz auf, die weitaus kühnste von allen. Ob Ärzte oder Missionare, Kupferstecher oder Drucker, Generäle oder Künstler aller Gattungen, ob Uhrmacher oder Unternehmer, Schreiner oder Seidenhändler, Architekten oder Chemiker, immer waren und bleiben die starken Persönlichkeiten, die sie hervorgebracht hat, *auf der ganzen Welt* (so lautet ein anderer Titel Cendrars) die besten Botschafter für das, was man nicht ohne Selbstzufriedenheit die helvetische Tüchtigkeit nennt. Aber neben jenen, die sich einen Platz an der Sonne erobern konnten, neben einem Thomas Platter, dem schreibunkundigen Ziegenhirten, den wir in einen fahrenden Schüler verwandelt auf den armseligen Landstrassen jener Zeit wandern sehen und der sich am Ende seiner Wanderschaft in Basel niederlässt, wo er ein Freund des Erasmus und ein grosser Gelehrter seiner Zeit wird, gibt es die grosse Zahl jener – man vergisst dies nur zu oft –, denen die Auswanderung bittere Früchte beschert hat. Für diese gescheiterten Abenteurer, diese Versager und Verworfenen, Krüppel und Geächteten der Gesellschaft, die Landstreicher und gerichtlich Verfolgten, für diese ganze Menschheit in Tränen und Lumpen erstand ein Dichter in einer Nacht des Hungers und der Verlassenheit, in einer Osternacht in New York, der Dichter, dessen Schrei sogleich um die ganze Welt tönte:

*Herr, die Masse der Armen, die Du geopfert, hier ist sie,
Zusammengepfercht wie das Vieh, hier in den Auffanglagern*

und:

*Herr, ich bin im Unterschlupf der guten Diebe,
Der Landstreicher, Habenichtse und Gauner.*

Man schrieb das Jahr 1912. *Ostern in New York* erschien einige Monate später in Paris, bezeichnenderweise in der Reihe von «Hommes Nouveaux». Kein Literaturkritiker nahm das kleine Heft ernst, voll von Druckfehlern wie es war. Es stammte aus der Feder eines Unbekannten: Blaise Cendrars. Wer steckte hinter diesem Pseudonym? Wie sah sein bisheriges Leben aus? Dies wollen wir im folgenden zu klären versuchen¹.

Dass *Vol à Voile* (Segelflug) am Anfang meiner Auswahl steht, ist kein Zufall. Das schmale Bändchen nimmt deshalb eine Sonderstellung im Werke Cendrars ein, weil er als einziges ausführlich über seine Kindheit und Jugend berichtet. Nur hier ist uns auch ein Einblick in die Familie der Sauser gewährt, die sich nach wechselvollem Umherziehen in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts, dort also, wo die Erzählung einsetzt, in Neuenburg niedergelassen hat, und zwar Rue des Sablons, in einem Miethaus, das heute noch steht und den Namen Villamond trägt. Hie und da, verträumt und unsicher, mehr Schatten als klare Gegenwart, taucht die Mutter auf (alle befragten Zeugen erinnern sich ihrer nur schwach). Sie reicht ihrem Sohn, dessen Zukunft ihr berechtigte Sorgen machen musste, ein Buch von Musset hin, aufgeschlagen bei einem Vierzeiler über die Haltlosigkeit, zögert, und unfähig, ihre mütterliche Zuneigung zum Ausdruck zu bringen zieht sie sich wieder zurück. Sein älterer Bruder (ein später international anerkannter Jurist) studiert zu dieser Zeit an der Universität und ist sonntags in der Umgebung Schiedsrichter bei Fussballspielen. Die Schwester scheint keine andern besonderen Eigenschaften zu besitzen, als regelmässig zur Messe zu gehen (was für eine Protestantin nicht ganz alltäglich ist) und im Besitze einer beachtlichen Sammlung von Fünffränlern zu sein, was uns geziemend daran erinnert, dass das Sparen bei uns schon zur Kinderstube gehört. Die wichtigste Figur der Familie aber ist unbestritten der Vater, ein wohlbeleibter, grundgütiger Koloss, Schützenkönig und Billardmeister, ein unermüdlicher Erfinder und Pechvogel, den sein Sohn mit Begeisterung und Hingabe schildert, voll zärtlicher Zuneigung und verhaltener Leidenschaft, wodurch uns diese Gestalt wie aus der Welt eines Balzac entgegentritt. Dramatische Situationen liegen in der Luft, doch davon spricht er nur andeutungsweise. Er ist zu sehr mit seiner eigenen Person beschäftigt, dieser Fünfzehnjährige, mit seiner Leidenschaft für seine Geliebte, mit seinem noch unbezahlten Motorrad, dafür das erste seiner Art, das in der Schweiz verkauft wurde, und endlich mit dem Segeln auf dem See. Über die Handelsschule sagen wir besser nichts: er häuft dort bloss unentschuldigte Absenzen an.

Der Ton des Buches ist so mitreissend, dass man schwören könnte, es sei in einem Zuge geschrieben, nahtlos und ohne Verbesserungen. Sein Stil ist hastig, stellenweise abgedroschen. Bedeutet die punktierte Schlusszeile von *Vol à Voile*, dass er zwar ohne weiteres in seinem Schwung noch lange so

hätte weiterschreiben können, aber aus dem einen oder andern Grunde, den er niemandem mitzuteilen schuldig ist, sich auf dieses kurze Fragment aus seinen Erinnerungen beschränken will («*Eine Nacht im Walde*» ist ein weiteres solches Fragment) und damit seine überraschenden Bekenntnisse ein für allemal abbricht? Oder aber soll der Leser in diesem Schluss die Enttäuschung über ein so jähes und vielleicht voreiliges Ende spüren, und will er damit zu verstehen geben, dass noch immer gilt, was er schon seit den Anfängen seines literarischen Schaffens angekündigt hatte: dass er dreiunddreissig Bände vorbereite (dreiunddreissig, die magische Zahl!), und wer weiss, ob nicht gerade das, was man in diesem Band vermisst, für den nächsten aufgespart worden ist? Ein wenig Geduld würde genügen... Er selbst hütet sich, darüber etwas zu sagen, da er weiss, dass jedes Versprechen dieser Art eine Lüge ist. Er ist überzeugt, und hat das immer neu bekräftigt, dass jedenfalls eines wichtiger ist als Seiten um Seiten von Papier zu schwärzen, und dies eine Wichtige ist: leben. Er verachtet und verhöhnt das Leben des Schriftstellers, der in seine vier Wände eingepfercht zu einem blossen Funktionär des Literaturbetriebes geworden ist, und eines Tages äussert er sich einem literarischen Meinungsforscher gegenüber: «Schreiben ist vielleicht... abdanken.» Einem andern vertraut er an, dass nicht Schreiben sein erster Beruf sei, sondern Dahinträumen. Was tut er am liebsten? Ausgehen, umherbummeln, losziehen, wohin es ihm gefällt, durch die Strassen von Paris schlendern oder der Seine entlang, vor den Geschäften und Auslagen stehen bleiben oder sich auf eine Kaffeehausterrasse setzen, mit Unbekannten plaudern, ein Gläschen weissen Weines trinken zu Würstchen, nicht weniger gern als ein üppiges Festessen mit fröhlichen Freunden oder gar in galanter Gesellschaft geniessen. Was er liebt? Das Geschwätz der Leute, die Clochards von «der Maub», den Eiffelturm, dem er zusammen mit seinem Freunde Delaunay oft die Ehre erwies, die Plakate, die von überall herunterglänzen, die alten Kinos mit ihren Filmen von Charlot, die Sonntagsmaler, den Flugplatz beim Invalidendom, mitten im Herzen von Paris, das Leben auf dem Lande und an der frischen Luft. Was liebt er? Dem dröhnenden Ruf der Hafensirenen folgen, immer verfügbar sein, immer bereit, den Zufall herauszufordern, die Ozeane auf kleinen, noch an die alten Seeräuber erinnernden Booten überqueren, den Urwald durchstreifen, Walfischfang und Elefantenjagd, vorstossen ins Unbekannte, Unerhörte und Seltsame, sich der Eingebung des Augenblickes überlassen, um alle, auch die bestvorbereiteten Pläne ins Wasser fallen zu lassen, und dies alles in einer Begeisterung, in der er immer wieder in sein grosses, heiteres Lachen ausbricht...

Ausser den bereits erwähnten Schilderungen aus dem Umkreis der Familie gliedert sich der Inhalt von *Vol à Voile grosso modo* in folgende Kapitel: seine Studentenstreiche an der Handelsschule von Neuenburg, seine leidenschaftliche Liebe zur Musik und die hervorragenden Gespräche, die er (wie

viele andere) mit seinem Lehrer Hess-Ruetschi über dieses Thema führt. Dieser ist ein Angeber und ein Pfiffigus, stadtbekannter Nonkonformist mit leichtem Hang zum Trinken, der seinem jungen Gesprächspartner eines Tages anvertraut, dass «im Grunde nichts annehmbar sei ausser vielleicht das Leben, sofern man es nur annehme, um es täglich neu zu erfinden!...», ein bewundernswerter Satz, den Cendrars auf seine Weise verwirklichen wird. Dies nun ist fast ein Beweis dafür, dass selbst für den selbständigen Autodidakten ein Professor manchmal nützlich sein kann!

Das letzte Kapitel hat so viel zum Ruhme Cendrars beigetragen, dass man heute kaum mehr einen Artikel oder eine Besprechung über ihn lesen kann, ohne dass man darauf verwiesen würde. Dabei denke ich natürlich an seine Flucht, die ihn mit fünfzehn Jahren über Basel und Berlin und langen Umgängen durch ganz Deutschland nach Russland und China geführt hat. Aufenthalte gab es in München und im Bahnhofbuffet von Pforzheim, wo der junge Ausreisser die entscheidende Bekanntschaft mit einem polnischen Juden macht, einem «reisenden Juwelenhändler» namens Rogovine, der ihn auf der Stelle engagiert, ihm die Möglichkeit gibt, sich rasch emporzuarbeiten und seine erste Million zu verdienen. Dank ihm lernt Cendrars die Märkte Hinterrusslands und Asiens kennen. Da sein Meister keine Gelegenheit verpasst, ihn tiefer in seinen Handel voller Geheimnisse und in dessen mannigfaltige Veränderungen je nach den Gegenden, Gebräuchen und Rassen, den uralten Überlieferungen, den Sitten und Erfahrungen ganzer Jahrhunderte einzuweihen, hat der junge Schützling und «Weltenbummler» täglich Gelegenheit, eine beachtliche Zahl ungewöhnlicher Individuen kennenzulernen, Karawanenführer aus der Wüste, Tee- und Drogenschmuggler, Wucherer, skrupellose Spekulanten, Trödler, Marktschreier und Krämer, Tagediebe, die bloss einen guten Posten haben wollen, Vertrauenslieferanten traditionsreicher Häuser, Strolche jeglicher Art, international gesuchte Diebe, Verbrecher, Leute aus dem Untergrund, ehrliche und tüchtige Geschäftsleute. Ihre Gestalt, ihr Ausdruck, ihre gesellschaftliche Haltung und Redegewandtheit, ihre Gestik und ihre Stimmlage, alles wird sich unfehlbar und für immer seinem Gedächtnis einprägen.

Vol à Voile erschien 1932 in Lausanne in der Reihe der «Cahiers romands», die sich schon um die Veröffentlichung des *Chant des Pays du Rhône* von C.F. Ramuz, der *Civilisation de Saint-Gall* von Charles-Albert Cingria oder des *Génie de Berne* von Gonzague de Reynold verdient gemacht hatten. Ein Hinweis für Bücherliebhaber, die ja stets auf solche Einzelheiten aus sind: Der Originaltitel heisst «Vol à Voiles»; das «s» von «voiles» verschwand erst bei der Neuauflage, wie übrigens auch sein Untertitel «prochronie».

War die Aufnahme des Büchleins bei Publikum und Presse auch eher bescheiden, so sollte *Vol à Voile* doch bald, und zwar je mehr der Ruhm Cen-

drars wuchs, den Biographen zur glücklichen Fügung werden. Sie und mit ihnen Hunderte von Schriftstellern und Journalisten, die ihm einige Seiten oder eine Besprechung widmeten, plünderten dieses Bändchen, offenbar um ihren «Helden» auf festeren Boden zu stellen, hemmunglos und ohne jede Unterscheidungsgabe aus, erweiterten, veränderten und verschönerten die ohnehin schon ausserordentlichen Ereignisse, die uns der Autor selbst preisgibt. Dabei stürzten sie sich besonders auf seine fabelhafte Kindheit, seine Flucht und seine Streifzüge über den ganzen Globus hin, und schliesslich auf das Erfindergenie seines Vaters.

Ich habe mir in den letzten Wochen den Spass geleistet, diese üppige Produktion wieder durchzulesen. Mit dem geziemenden Abstand dazu und in immer besserer Laune stellte ich dabei fest, dass Cendrars, wollte man seinen Beifallspendern mit ihren eifrigen Lobhudeleien Glauben schenken, mindestens zweihundert Berufe ausgeübt haben müsste, einer unwahrscheinlicher und belustigender als der andere, dass es sozusagen keinen Winkel mehr auf der Erde gäbe, den er in seiner Entdeckerfreude nicht besucht und dabei gleich der Literatur einverleibt hätte (was ihn mit logischer Konsequenz zum ersten Schriftsteller der Geschichte macht, der sich um eine Mondreise bewirbt), dass von allen bedeutenden literarischen Strömungen, wovon es in jener Jahrhunderthälfte bekanntlich wimmelt, keine ohne ihn entstanden wäre oder ohne seine entscheidende Mitarbeit ihr Gepräge erhalten hätte usw. Zugegeben: zuviel ist zuviel. Und doch, erstand nicht gerade aus all diesen Übertreibungen, dieser masslosen Angeberei und Aufgeblasenheit, dieser Anhäufung und Verknüpfung von Elementen, die in ihrer Verschiedenartigkeit die Fassungskraft eines einzigen Wesens weit übersteigen, und wäre dieses ein Riese in seiner Art, erstand also nicht gerade daraus das Bild jenes märchenhaften Lebens Blaise Cendrars', wie es heute erzählt wird, das Leben eines unverbesserlichen Individualisten, eines freien und grossherzigen Menschen, des letzten Draufgängers der Moderne, gekrönt mit dem Glorioschein des flüchtenden Jünglings, das Leben schliesslich des Dichters der ganzen Welt?

Ohne die Rolle eines Bilderstürmers spielen zu wollen, wird man doch anerkennen müssen, dass zum Beispiel die Archive eine ganz andere Sprache sprechen. Um diese Widersprüche hervorzuheben, hielten wir es für gut, eine vergleichende Tabelle zu erstellen, die auf der einen Seite einige Behauptungen des Autors von *Vol à Voile* aufweist, ob richtige oder widerlegte, auf der andern Seite Angaben aus seiner Korrespondenz mit einem Schulkameraden (die wir in Händen hatten) und aus den offiziellen Dokumenten und Zivilstandsakten, die wir untersucht haben. Wir wissen wohl, dass ein solches Vorgehen jene Geister zu verärgern pflegt, die gutgläubig alles als wahre Kost verdauen, was tagein tagaus veröffentlicht wird, doch soll uns das nicht hindern, die versprochene Aufstellung abzudrucken:

Was wir von Cendrars aus *Vol à Voile* und einigen Gedichten seiner *Gesammelten Gedichte* erfahren:

Geburt

In Paris, rue Saint-Jacques 216, im «Hôtel des Etrangers», dem «Haus wo der Rosenroman geschrieben wurde».

Der Vater

Schützenkönig und Billardmeister, Präsident des Hundertkilo-Vereins. Mechanisiert die Herstellung der Smyrna-Teppiche; führt den Verkauf von Münchner Bieren im Mittelmeerbecken ein, steht am Beginn der Lichtreklame und der Kunstphotographie usw.

Die Mutter

Schottin.

Die ältere Schwester

Geht regelmässig zur Kirche und pflegt das Sparen.

Der ältere Bruder

International anerkannter Jurist, Autor des *Guide politique suisse*, damals Student an der Universität und sonntags Schiedsrichter bei Fussballspielen.

Kindheit

Villen, Jachten und ägyptische Pferde. Das Kind wird einer afrikanischen

Was uns die Archive und sein Briefwechsel mit einem Jugendfreund lehren:

Geburt

In La Chaux-de-Fonds, 27, rue de la Paix, am 1. September 1887. Der Zivilstandsbeamte schreibt den Namen Frédéric-Louis Sauser ins Register ein. In der gleichen Stadt, in der gleichen Strasse und im gleichen Jahr wird der zukünftige Architekt Le Corbusier geboren.

Der Vater

Georges-Frédéric Sauser, Bürger von Sigriswil (Berner Oberland), geboren in Bôle bei Neuenburg am 23. April 1851. Heiratet in La Chaux-de-Fonds am 20. Juni 1879 Marie-Louise Dorner. Berufsbezeichnung in der Trauungsurkunde: Vertreter. In Basel ist er 1902 Wein- und Spirituosenhändler.

Die Mutter

Marie-Louise Dorner, geboren in Basel am 15. Oktober 1850, Bürgerin von Küsnacht bei Zürich; ohne Beruf.

Die ältere Schwester

Marie Elisa, geboren am 7. August 1882. Sie heiratet einen Deutschen, den Doktor Rall, Zahnarzt in Landau.

Der ältere Bruder

Georges-Jean, geboren am 26. September 1884. Er heiratet Agnès Hall, der die «Ostern in New York» gewidmet sind. Sie selbst ist Dichterin.

Kindheit

1894: Wegzug von La Chaux-de-Fonds nach Neapel;

Schwester anvertraut. In Neapel hat es eine englische Gouvernante. Schlossleben in Schottland, dann, etwas bescheidener, in Paris und Montreux.

1896: Rückkehr in die Schweiz, nach Neuenburg;
1897: Wegzug nach Basel;
1902: Rückkehr nach Neuenburg;
1908: Neuer Wegzug nach Basel.

Die Flucht

Im Jahre 1902 entflieht der junge Frédéric, fünfzehnjährig, aus dem väterlichen Haus. Er reist abenteuerlich durch Deutschland, nach Russland, China, Armenien, Farsistan, auf die Hochebenen von Ispahan usw. Als Handelsvertreter verdient er 1904 seine erste Million.

Die Flucht

In seinem fünfzehnten Lebensjahr besucht er in Basel das Naturwissenschaftliche Gymnasium und studiert dann an der Handelsschule von Neuenburg. Er reist erst im September 1904 nach Russland ab und wird wahrscheinlich zum Bahnhof begleitet ... von seinen Eltern. Erster Halt in Basel. Ankunft in St. Petersburg am 1. Januar 1905, wo er bei einem Schweizer Industriellen arbeitet, bei K. A. Leuba, Uhrmacher und Bijoutier. Er besucht die Märkte von Nijni-Novgorod, reist aber wahrscheinlich nicht über den Ural hinaus.

Rogovine

Er lernt im Bahnhofbuffet von Pforzheim Rogovine kennen, der Jude und «Reisender in Juwelen» ist und ihn in Stellung nimmt.

Rogovine

Sind die wichtigsten Züge dieser Gestalt etwa seinem Meister in St. Petersburg, K. A. Leuba, entlehnt?

Die weitern Abenteuer

New York, Anvers, Afrika, Krim oder Brasilien, sie sind von jetzt an auf die ganze Welt verteilt.

Die weitern Abenteuer

Am 21. April 1907 kehrt Frédéric-Louis Sauser nach Hause zurück, das heisst nach Neuenburg. Er gedenkt sein Studium wieder aufzunehmen und schreibt sich an der Philosophischen Fakultät der Universität Bern ein.

usw.

usw.

Man möge uns die vielen Daten und Namen nachsehen. Wir hielten uns dazu verpflichtet, weil die Verwirrung auf diesem Gebiet gross ist und vielleicht bewusst aufrechterhalten wird – schrieb nicht kürzlich ein Herausgeber der *Gesammelten Gedichte*, Cendrars sei in Paris geboren! Man würde allerdings die Lage erkennen, wollte man sich einbilden, die hier für einen dunklen und umstrittenen Lebensabschnitt gegebenen Berichti-

gungen würden viel an einem Schema ändern, das nun einmal angenommen ist und schon so tief wurzelt, dass schon neue Mythen daraus hervorgehen. Anhand von Beispielen aus Werken wie *La Main coupée* (1946), *Bourlinguer* (1947), *Le Lotissement du Ciel* (1949) oder gar *Moravagine* (1926) (Moloch, deutsch 1961) liessen sich noch manche wichtige Erläuterungen anfügen, wenn uns dazu der Platz vergönnt wäre. Sie würden in der Tat die eigenartigen und verwirrenden Gedächtnislücken des Autors nur bestätigen. Jene, die wir hervorgehoben haben, mögen genügen, um zu zeigen, dass die Biographie für ihn keine geheiligte Sache ist, keine genaue und unwandelbare Wissenschaft und keine Bleikugel, an die man sein ganzes Leben geschmiedet wäre, sondern im Gegenteil ein gefügiger und formbarer Stoff, der immer wieder überdacht, zurechtgerückt und erweitert werden will, etwas also, das täglich neu erfunden werden muss, um seiner eigenen Entwicklung treu zu bleiben. Darin folgt er genau den Worten seines Lehrers Hess-Ruetschi. Deshalb «übertreibt» Cendrars je nach seiner Laune und je nach der Beharrlichkeit und Aufnahmefähigkeit seiner Gesprächspartner; deshalb häuft er immer mehr und mehr Anspielungen an seine früheren Tätigkeiten an, erfindet er immer neue und überraschendere Anekdoten über seine Reise um beide Hemisphären, und so befriedigt er im gleichen Zuge die Erwartungen jener, die ihn fragen, und jener, die ihn lesen. Nur in bezug auf seine jugendliche Flucht und das Erfindergenie seines Vaters kommt für ihn eine Veränderung der ursprünglichen Fassung, wie sie in *Vol à Voile* enthalten ist, nicht in Frage. In einem Interview, das noch kurz vor seinem Tode veröffentlicht wurde, bekräftigt Cendrars seine Behauptungen: «Man kann sagen, dass ich die Schule nicht besucht habe. Mit fünfzehn Jahren bestieg ich den Zug und fuhr nach dem Osten, zuerst nach Moskau und dann in einundzwanzig Tagen bis nach Peking, wo ich eine Stelle fand... als eine Art von Heizungsgehilfe im neu eröffneten Hotel der Schlafwagengesellschaft. Ich zündete jeden Morgen die Zentralheizung an mit alten Ausgaben des *Mercure de France*, die ich las, bevor ich sie ins Feuer warf. Dann gings weiter...»

* * *

Was liegt hinter diesen Märchen? Dunkle Jahre, wahrhaftig. Sie sind wie Masken, mit denen er seine inneren tragischen Erlebnisse überdeckt und die in ihren Farben um so schreiender sind, je tiefer ihn seine Katastrophen erschüttert haben. Zweifellos zeigt Cendrars mit dieser grosszügigen Geste, mit der er sich selbst eine Jugend wie in den schönsten Feenmärchen gewährt, die feste Beharrlichkeit, in der seine Natur nach dem Erstaunlichen, dem Herrlichen und dem Wunderbaren strebt; ein Streben (ab und zu mit einem Augenzwinkern zur Galerie, die ihm beipflichtet und klatscht) zum Ausser-

ordentlichen, Einzigartigen und Verwirrenden (in vorzugsweise aliterarischen Themen: Lob der Mechanisierung und der Werbung, Abstieg in die Gangsterunterwelt, Elefantenjagd, die Paarung der Walfische, erotische Szenen, um die Kritiker zu ärgern), zum Unerwarteten, zum Phänomenalen und Exklusiven. Wenn er zur Welt kommt, dann nicht irgendwo, erinnert er uns, sondern in jenem Hause zu Paris, wo der *Rosenroman* geschrieben wurde; wenn er in London sein Zimmer mit einem ausgehungerten *Schauspieler* teilt, dann mit jenem, der bald berühmt werden sollte unter dem Namen Charlie Chaplin; wenn sein Vater sich als guter Pistolenschütz entpuppt, warum sollte er es darin nicht zum Weltmeister bringen; wenn er auf einer Photographie im Zuge in der Uniform eines Offiziers des «War Office» auf einem Haufen von Kisten sitzt, handelt es sich, wie Sie ja schon erraten haben müssen, nicht um ganz gewöhnliche Kisten, sondern um Tresorschränke, in denen die Bank von Frankreich ihre Schätze transportieren lässt; wenn er einem Gangster die Lebensbeichte abnimmt, dann ist dies Al Capone in Person; wenn er am Abend einer verlorenen Schlacht als erschöpfter Fremdenlegionär, der er ist, in ein Gehöft der Champagne flüchtet, welch Erstaunen überfällt ihn da, geradewegs in das Haus von Ancelle, dem Notar Baudelaires geraten zu sein; wenn er in Russland zum ersten Mal sein Leben selber verdienen muss, gelingt ihm das auf Anhieb so gut, dass er dabei gleich seine erste Million verdient; wenn der General Suter, damals armer Don Quichotte, der gegen die Fata Morgana der amerikanischen Wüste kämpft, in einer Kneipe des Middle-West einen Trinker an seinem Tisch antrifft, dann ist dieser kein Geringerer als Edgar Allan Poe, und so weiter...

Mitgerissen von den Überraschungen der Lektüre bemerkt man auf den ersten Blick gar nicht, wie unwahrscheinlich sich diese Elemente vermehren. Wenn sie noch übertriebener werden, zuckt man mit den Achseln. Wenn schliesslich dies oder jenes den gewöhnlichen Verstand übersteigt, sagt man sich: «Bah! Gibt es denn überhaupt etwas, das diesem Teufelskerl nicht zugestossen wäre?» Und man fährt fort, Seite um Seite zu verschlingen. Alle diese Ereignisse werden uns nämlich, so erstaunlich sie auch immer sein mögen, derart sorgfältig dargeboten, so klar und sicher und in so heiterer Art, als ob man uns *gar nichts vormachen wollte*. Wir werden verführt durch seine Redseligkeit, seine überschwengliche und gewaltige Einbildungskraft, seine umfassenden Kenntnisse, den majestätischen Hintergrund und die Anmut der einzelnen Bilder. Alles erscheint auf den ersten Blick so wohlgeordnet, so vollkommen in den erstaunlichen Kontext eingebaut, dass nur ein griesgrämiger Geist ganz ohne Gefühl und Humor eines Zweifels fähig wäre und eine Kritik anzubringen oder gar seine Skepsis zu zeigen wagte...

Doch wir sprachen von Schicksalsschlägen. Kommen wir darauf zurück. Paul Haberbosch, heute Lehrer im Ruhestand, war durch einige Jahre ein

Mitschüler Frédéric-Louis Sausers am Naturwissenschaftlichen Gymnasium in Basel. Neben ihren Schulstunden verdienten sich die beiden etwas Taschengeld, indem sie Tennisbälle auflasen, die über das Gitter des Sankt-Margarethen-Parkes geflogen kamen. Dies gab ihnen Gelegenheit, Eindrücke und Bekenntnisse auszutauschen. Bis zur Veröffentlichung von *Ostern in New York* blieb Paul Haberbosch brieflich mit seinem herumziehenden Freund in Verbindung. Er hat diese Korrespondenz, wenigstens zum Teil, aufbewahrt. Sie ist reich an Hinweisen, wie man unten noch sehen wird. Im Rahmen dieser Arbeit ist es uns leider unmöglich, so lange dabei zu verweilen, wie wir dies gerne täten. Nehmen wir zum Beispiel die erste Karte, die Cendrars am 8. September 1904 von Neuenburg absandte. Sie zeigt, wie gut er die deutsche Sprache beherrschte und widerlegt in wenigen Zeilen seine Behauptungen aus *Vol à Voile*. Im besonderen aber zerstört sie den Mythos vom fünfzehnjährigen Ausreisser:

Neuchâtel, 8. Sept. 1904.

Lieber Paul,

Ich habe jetzt eine Stelle in Russland u. verreise am Ende des Monats. Ich werde über Basel kommen u. hoffe einen Nachmittag mit dir zu sein. Werde dich noch das Datum später schreiben. Erhalte meine besten Grüsse. F.S.

* * *

Die ehemaligen Gymnasiasten trafen sich wirklich wieder, leerten zusammen, wie man glaubt, nur eine einzige Flasche Asti, und einige Tage darauf – vergessen wir nicht, dass die Familie vor allem mütterlicherseits viele Bindungen in Basel hat – reist Frédéric-Louis Sauser, der oft vertraulich nur mit «Fritz» unterschreibt, nach St. Petersburg weiter. Von Russland kommen Nachrichten, zwar nicht oft, aber doch regelmässig. Er beklagt sich darin über die viele Arbeit bei seinem Patron K. A. Leuba. Er studiert die russische Grammatik und glaubt, in der Sprache Tolstois rasche Fortschritte zu machen. Auch hat er einen Fussballklub gegründet (wie mir sein erster Verleger sagte, soll er ein ausgezeichneter Rechtsaußen gewesen sein). Vielleicht besucht er manchmal den Markt von Nijni-Novgorod und weilt vor seiner Rückkehr in die Schweiz einige Zeit in Moskau. Nach zweieinhalbjähriger Abwesenheit hält er seinen Freund wieder von Neuenburg aus auf dem laufenden seiner Pläne und seines Schicksals. Die schwerste Nach-

richt enthält ein Brief mit schwarzem Rande, datiert vom 26. Juni 1907. Helen ist tot, berichtet er seinem Freund, Helen, die zarte Freundin, die er in Russland bei guten Bekannten zurückgelassen hatte. Eines Nachts, da sie ihre Lampe auslöschen wollte, machte sie einen Fehlritt und schlug sie dabei um. Das Petrol fing sogleich Feuer. Sie versuchte, die aufsteigenden Flammen zu löschen, doch begannen dabei ihre eigenen Kleider zu brennen. Trotz der raschen Hilfe der herbeigeeilten Nachbarn, die sie sofort ins Spital eingeliefert hatten, musste sie zwei Tage darauf ihren Verbrennungen erliegen.

Da ich in seinem Werke kein einziges Echo auf dieses tragische Ereignis gefunden habe, entschloss ich mich, dieses Problem seinem älteren Bruder in einem sehr herzlichen Gespräch, das er mir kurz vor seinem Tode gewährte, vorzulegen. Er bestätigte nicht bloss das Geschehene, sondern fügte hinzu: «Ich werde es nie mehr vergessen. Es war um die Mittagsstunde. Die Glocken läuteten. Ich kam von der Neuenburger Universität. Wie immer ging ich den Quai entlang. Mein Bruder kannte meine Gewohnheit. Ich bemerkte ihn, als er wie ein Schlafwandler auf und ab ging. Da kam er auf mich zu. Ich blieb wie angenagelt stehen, so düster, niedergeschlagen und schmerzlich war sein Ausdruck. Ich dachte sogleich an ein Unglück. Er erzählte mir seine Liebesgeschichte. Dann musste man ihn pflegen, denn er verfiel in eine lange, schwere Krankheit. Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, dann halten Sie bei der Lektüre von *Moravagine* (Roman von 1926, deutsch Moloch 1961) immer diese Tragödie seines Lebens vor Augen, und ich versichere Ihnen, dass Sie ihn besser verstehen werden.» Seine Natur hat also auch noch eine andere Seite, die Neigung nämlich, gerade jene Ereignisse ganz zu verschweigen, die ihn mitten ins Herz getroffen haben. Zum Beispiel weist Cendrars einen Reporter des französischen Radios, Michel Manoll, der ihm noch unveröffentlichte Bekenntnisse abzulocken versuchte, barsch ab mit den Worten: «Hier beginnt mein Privatleben!» Man wird sich in Zukunft dieser Lektion zu erinnern haben.

Vor dem Tode Helens dachte Frédéric-Louis Säuser nie daran zu schreiben. Als Schüler hatte er einen guten Durchschnitt, aber immer Ärger mit der französischen Orthographie. Er las wenig. Als Junge von aufbrausendem, schwärmerischem und ungeordnetem Temperament war er ein spielfreudiger Sportler, der sich unermüdlich auf den Turnplätzen, in den Wäldern und auf dem See tummelte. Krawalle und die Junisonne gefielen ihm am besten. «Das erste Werk, das ihn begeisterte», erklärte mir noch sein Bruder, «waren *Die Bekenntnisse* von Rousseau. Er hatte sie im Zug auf seiner Rückreise aus Russland gelesen und am Bahnhof, wo ich ihn abholen gekommen war, erzählte er mir voll Feuer darüber. Ich kannte ihn nicht von dieser Seite. Übrigens war die ganze Famile verblüfft und entzückt: wir hatten unbesonnen einen Buben fortziehen lassen und fanden ihn wieder als Mann!»

¹ Die ersten Bände der neuen Ausgabe der *Sämtlichen Werke* (noch im Erscheinen begriffen beim «Club français du Livre») waren zur Zeit der Abfassung dieses Vorwortes noch nicht herausgekommen. Daher konnte ich nicht auf die Quellen zurückgreifen, welche darin besonders für die Zeit der Kindheit und Jugend des Dichters zu

finden sind. Es handelt sich dabei vor allem um eine grosse Anzahl von Briefen und andern sehr wichtigen Dokumenten – nach vielen geradezu Offenbarungen. Der Leser, der mehr wissen möchte, wird dort nachschlagen müssen. Meine eigenen Quellen bestehen ausschliesslich aus persönlichen Nachforschungen und Dokumenten.

Der vorstehende Aufsatz, den Rudolf Staub aus dem Französischen übersetzt hat, bildet den ersten Teil der Einleitung zum Band «Blaise Cendrars», der in den «Editions Rencontre» in diesem Jahr in der von George Haldas begründeten und geleiteten Reihe «La Suisse et l'Europe» erscheinen wird. Von Jean-Jacques Rousseau bis zu Robert Walser soll in dieser Reihe durch hervorragende Beispiele die Teilnahme der Schweiz am europäischen Geistesleben belegt werden.

Karl Kerényi

Betrachtungen beim Erscheinen der Werkausgabe

OTTO HEUSCHELE

I

Wer vorschnell versuchen wollte, die Lebensarbeit des aus Ungarn stammenden, seit 1943 im Tessin lebenden Forschers und Gelehrten, des mit dichterischer Gestaltungskraft begabten Schriftstellers *Karl Kerényi* einer vorbestimmten Kategorie der Wissenschaft einzuordnen, müsste alsbald auf Schwierigkeiten stossen, ist doch seine umfassende Arbeit in sehr verschiedenen Sphären des Geistes angesiedelt, wobei sich diese Sphären natürlich berühren und durchdringen können. Dem Mythologen verdanken wir höchst wesentliche Einsichten in Religion und Frömmigkeit der Griechen. Neben dem ihm befreundeten, inzwischen verstorbenen Walter F. Otto war er einer der wenigen Zeitgenossen, die die Welt der griechischen Götter – wesentlich bestimmt durch die Begegnung mit Hölderlin – so zu deuten und darzustellen vermochten, dass ihr Fortwirken bis auf diese Stunde überzeu-